

CHRISTOPHER WYLIE

FERNGESTEUERT

Der
Insider von
CAMBRIDGE
ANALYTICA
deckt auf

**Wie die Demokratie
durch Social Media
untergraben wird**

DUMONT

e
BOOK

CHRISTOPHER WYLIE



FERNGESTEUERT

Der
Insider von
CAMBRIDGE
ANALYTICA
deckt auf

**Wie die Demokratie
durch Social Media
untergraben wird**

DUMONT

e
BOOK

Denn sie kontrollieren, was du denkst – und wählst!

›Mindf*ck‹ deckt die Aktivitäten des Datenanalyse-Unternehmens Cambridge Analytica sowie des Trump-Beraters Steve Bannon auf und enthüllt die Alt-Right-Strategien zur Beeinflussung der amerikanischen Bürger. Dieses Buch gibt den Leser*innen aber auch einen höchst anschaulichen Einblick in die besorgniserregenden Verstrickungen von Facebook, WikiLeaks, russischen Geheimdiensten und internationalen Hackern.

Cambridge Analytica hat die Daten von mehr als 87 Millionen Menschen gesammelt und analysiert, um sie anschließend gezielt zur Beeinflussung dieser Menschen im Wahlkampf einzusetzen. Der Kanadier Christopher Wylie stand im Zentrum dieser Operation: Seine Aufgabe bei Cambridge Analytica war es, »zornige junge Männer« zu manipulieren und für die Wahl zu mobilisieren. Wylies Entscheidung, ein Whistleblower zu werden, führte zur größten internationalen Datenkriminalitätsuntersuchung der Geschichte.



© Antonio Olmos

Christopher Wylie, 1989 in Kanada geboren, wurde zum ersten Whistleblower der Millennials. Seine Enthüllungen, die den Missbrauch von Daten aufdecken, erschütterten die Welt und führten zur größten multinationalen Untersuchung zu Datenkriminalität aller Zeiten. Wylie studierte Rechtswissenschaften an der London School of Economics, bevor er sich in den Bereich der Cultural Data Science begab. Er lebt in London.

Gabriele Gockel übersetzte u. a. Texte von Noam Chomsky und Naomi Klein. Bernhard Jendricke hat u. a. die Werke von Clare Clark, Frank Stella und Hillary Clinton übersetzt. Claus Varrelmann übertrug u. a. die Romane von Barbara Gowdy, Elizabeth Jolley und Ian Rankin ins Deutsche. Thomas Wollermann übersetzt Literatur und Sachbücher aus dem Englischen und aus dem Französischen.

CHRISTOPHER WYLIE FERNGESTEUERT

Wie die Demokratie durch Social Media untergraben wird

Aus dem Englischen von
Gabriele Gockel, Bernhard Jendricke, Claus Varrelmann und
Thomas Wollermann

DUMONT

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird im Buch auf die gleichzeitige Verwendung weiblicher, diverser und männlicher Sprachformen verzichtet und das generische Maskulinum verwendet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichermaßen für alle Geschlechtsidentitäten.

eBook 2021

DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © Verbena Limited, 2019

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel ›Mindf*ck. Cambridge Analytica and the Plot to Break America‹ bei Random House, einem Imprint von Penguin Random House LLC, New York.

© 2020 für die deutsche, unter dem Titel „Mindf*ck“ erschienene Ausgabe: DuMont Buchverlag, Köln

Übersetzung: Gabriele Gockel, Claus Varrelmann, Bernhard Jendricke und Thomas Wollermann

Lektorat: Jochen Veit

Umschlaggestaltung unter Verwendung der englischen Originalausgabe von Peter Dyer

Satz: Fagott, Ffm

eBook-Konvertierung CPI books GmbH, Leck

ISBN eBook 978-3-8321-7101-8

www.dumont-buchverlag.de

Inhalt

Die Entstehungsgeschichte
Lektionen im Scheitern
Die Terrorismusbekämpfer tragen Prada
Steve aus Amerika
Cambridge Analytica
Trojanische Pferde
Die Dunkle Triade
Liebesgrüße aus Russland
Verbrechen gegen die Demokratie
Der Star aus dem Reality-TV zieht ins Weiße Haus
Coming-out
Enthüllungen
Epilog
Danksagung

*Für meine Eltern Kevin und Joan,
die mir beigebracht haben,
mutig zu sein, mich zu behaupten und das Richtige zu tun.*

On résiste à l'invasion des armées; on ne résiste pas à l'invasion des idées.

Man kann der Invasion von Armeen widerstehen, nicht aber der Invasion
von Ideen.

Victor Hugo

Die Entstehungsgeschichte

Bei jedem Schritt drücken mich die neuen Schuhe an den Fersen. Ich halte einen dunkelblauen Ordner voller Dokumente umklammert, die mit Hilfe farbiger Reiter sortiert sind. Da ich eingeschüchtert von dem Ort bin, an dem ich mich befinde, und Angst vor dem habe, was mir bevorsteht, konzentriere ich mich auf unsere Schritte. Ein Assistent fordert uns auf, schneller zu gehen, damit wir unerkannt bleiben. Wir passieren uniformierte Wachposten, durchqueren erst einen Innenhof, dann einen Flur. Der Assistent öffnet eine Tür, wir laufen ein paar Stufen hinunter und gelangen in einen weiteren Flur, der genauso aussieht wie der vorige – Marmorboden, hohe Decke, Holztüren und hier und da eine amerikanische Flagge. Wir sind zu siebt, unsere Schritte hallen von den Wänden wider. Es ist nicht mehr weit; dann werde ich erkannt. Ein Kongressabgeordneter sieht mich, winkt mir zu und ruft: »Schon wieder hier?« Eine Gruppe von Journalisten kommt aus einer Pressekonferenz. Ihnen fällt mein pinkfarbenedes Haar auf, und sie wissen sofort, wer ich bin.

Zwei Kameramänner rennen ein paar Meter voraus und beginnen im Rückwärtsgehen zu filmen. Es bildet sich eine Mensentraube und Rufe ertönen – »Mr. Wylie, eine Frage von NBC!« »Eine Frage von CNN!« »Warum sind Sie hier?« – und einer meiner Anwälte ermahnt mich, zu schweigen. Wir steuern einen Fahrstuhl an, und ehe wir ihn betreten, fordert der Assistent die Journalisten auf, zurückzubleiben. Während die Türen zugehen, schießen die Kameras weiter Fotos. Ich stehe eingezwängt an der Rückwand der Kabine, umgeben von Anzugträgern. Wir fahren tief nach unten. Niemand sagt ein Wort. Ich gehe im Geist die Gespräche durch, die ich zur Vorbereitung mit meinen Anwälten geführt habe – welche US-amerikanischen Gesetze von wem gebrochen wurden, welche Rechte ich als ausländischer Besucher in den USA habe und welche nicht, wie man es anstellt, ruhig auf Anschuldigungen zu reagieren, was passieren wird, wenn

ich noch heute verhaftet werde. Ich weiß nicht, was mir bevorsteht. Niemand weiß es.

Der Fahrstuhl hält, und seine Türen öffnen sich. Vor uns ist eine weitere Tür mit einem großen roten Schild, auf dem in weißen Buchstaben »Eingeschränkter Zutritt« und »Kein Zugang für Besucher und Journalisten« steht. Wir befinden uns in der dritten unterirdischen Etage des Kapitols in Washington.

Hinter der Tür ist der Boden mit einem dicken kastanienbraunen Teppich ausgelegt. Uniformierte Wachposten nehmen uns unsere Mobiltelefone und anderen elektronischen Geräte ab und legen sie auf ein mit Nummern versehenes Regal hinter ihrem Tresen, wobei jedem einzelnen eine davon zugeteilt wird und wir eine Marke mit der jeweiligen Nummer erhalten. Uns wird mitgeteilt, dass wir jenseits dieser Kontrollstelle nur Stift und Papier verwenden dürfen. Und sie weisen darauf hin, dass unsere Notizen auf dem Rückweg beschlagnahmt werden können, sollte festgestellt werden, dass wir Informationen aufgeschrieben haben, die der Geheimhaltung unterliegen.

Zwei Wachposten öffnen eine schwere Stahltür. Einer gibt uns ein Zeichen, hindurchzugehen, und wir betreten im Gänsemarsch einen langen, von Neonlicht matt erleuchteten Flur. Die Wände sind mit dunklem Holz getäfelt und mit einer Vielzahl amerikanischer Flaggen auf Ständern gesäumt. Es riecht wie in einem alten Gebäude, muffig, mit einem Hauch von Putzmittel. Die Wachposten führen uns den Flur hinunter, dann biegen wir nach links ab und gelangen zur nächsten Tür. Über ihr blickt uns ein hölzernes Wappen entgegen, das ein riesiger Adler mit Pfeilen in den Krallen zeigt. Wir sind an unserem Ziel angekommen: Die Sensitive Compartmentalized Information Facility (SCIF) des Geheimdienstausschusses des Abgeordnetenhauses der USA – derselbe Raum, in dem vertrauliche Unterrichtungen des Kongresses durch die Regierung stattfinden.

Drinnen müssen sich meine Augen erst einmal an das grelle Neonlicht gewöhnen. Der Raum ist völlig unspektakulär, mit leeren beigefarbenen Wänden und einem Konferenztisch, umgeben von Stühlen. Es könnte jeder

x-beliebige Raum in einem der vielen öden, über Washington verteilten Regierungsgebäude sein. Allerdings fällt mir die Stille auf. Der Raum ist schalldicht, seine Wände bestehen aus mehreren Schichten, die ihn abhörsicher machen. Angeblich ist er auch bombensicher. Ein geschützter Ort, erbaut für Amerikas Geheimnisse.

Nachdem wir Platz genommen haben, erscheinen die ersten Kongressabgeordneten. Assistenten stellen vor jedem Ausschussmitglied Aktenordner auf den Tisch – Adam Schiff, ranghöchstes Mitglied der Demokratischen Partei im Ausschuss, sitzt mir direkt gegenüber und zu seiner Linken die Abgeordnete Terri Sewell, während Eric Swalwell und Joaquin Castro am Ende des Tisches Platz genommen haben. Ich bin flankiert von meinen Anwälten und meinem Freund Shahmir Sanni, ebenfalls ein Whistleblower. Wir warten ein paar Minuten auf die Republikaner. Sie erscheinen nicht.

Es ist Juni 2018, und ich bin in Washington, um vor dem US-Kongress über Cambridge Analytica auszusagen, einen Militärdienstleister auf dem Gebiet der psychologischen Kriegführung, für den ich gearbeitet hatte, und über ein kompliziertes Netzwerk, bei dem Facebook, Russland, WikiLeaks, Trumps Präsidentschaftswahlkampf und das Brexit-Referendum eine Rolle spielten. Ich war Forschungsleiter der Firma gewesen und hatte Beweise dabei, wie Daten von Facebook mithilfe von Cambridge Analytica zu Waffen gemacht und durch die Programme, die man dort entwickelt hatte, Millionen von Amerikanern zu leicht angreifbaren Zielen für die Propaganda feindlich gesinnter Staaten wurden. Schiff leitet die Befragung. Als ehemaliger Bundesstaatsanwalt weiß er seine Fragen klar und präzise zu formulieren, und er kommt ohne Umschweife auf den Kern der Sache zu sprechen.

Haben sie mit Steve Bannon zusammengearbeitet?

Ja.

Hatte Cambridge Analytica Kontakt zu Personen, die womöglich russische Agenten waren?

Ja.

Glauben Sie, dass diese Daten benutzt wurden, um während des amerikanischen Präsidentschaftswahlkampfes die Wählerschaft zu beeinflussen?

Ja.

Eine Stunde verstreicht, dann zwei, dann drei. Ich bin freiwillig hierhergekommen, um zu erklären, wie ich, ein fortschrittlich gesinnter, schwuler, 24-jähriger Kanadier zu einem leitenden Angestellten eines britischen Militärdienstleisters geworden war und für die amerikanische Alt-Right-Bewegung Instrumente zur psychologischen Kriegführung entwickelt hatte. Kurz nach Abschluss meines Studiums hatte ich eine Stelle bei einer Londoner Firma namens SCL Group angetreten, die für das britische Verteidigungsministerium und die NATO-Streitkräfte als Berater auf dem Gebiet der Informationstechnologie fungierte. Da die westlichen Armeen mit dem Problem der Online-Radikalisierung nicht zurechtkamen, wollte die Firma, dass ich ihnen half, ein Team aus Informatikern aufzubauen, das neue Mittel zum Aufspüren und Bekämpfen von Extremismus im Netz kreieren sollte. Eine Aufgabe, die faszinierend, anspruchsvoll und aufregend zugleich war. Wir waren drauf und dran, mit grundlegenden Neuerungen auf dem Gebiet der Cyber-Abwehr für Großbritannien, die USA und ihre Alliierten aufzuwarten und aufkeimenden Aufruhr radikaler Extremisten mit Daten, Algorithmen und gezielt eingesetzten Narrativen im Netz zu bekämpfen. Aber aufgrund einer Abfolge von Ereignissen im Jahr 2014 übernahm ein Milliardär unser Projekt, um seine eigene radikale Revolte in Amerika anzuzetteln. Die Rede ist von Cambridge Analytica, eine damals weitgehend unbekanntes Firma, die Forschungen auf dem Gebiet des psychologischen Profiling missbrauchte und am Ende weltweite Turbulenzen auslöste.

Wenn Waffen in die falschen Hände geraten, nennt man das beim Militär *Blowback*. Es schien so, als sei dieser *Blowback* im Innern des Weißen Hauses detoniert. Ich konnte nicht länger bei etwas mitwirken, das derart zersetzend auf die Gesellschaft von Staaten wirkte, also wurde ich zum

Whistleblower, erstattete den Behörden Bericht über alles, was ich wusste, und arbeitete mit Journalisten zusammen, um die Öffentlichkeit zu warnen. Während ich vor den Ausschussmitgliedern sitze, den Jetlag vom transatlantischen Flug am Vortag noch in den Knochen, spüre ich die Zwickmühle, in der ich mich befinde, umso deutlicher, je bohrender die Fragen werden. Da meine Versuche, die Details der Firmentätigkeit zu erklären, mehrfach nur ratlose Mienen hervorrufen, hole ich schließlich einen Aktenordner hervor und schiebe ihn zu den Kongressabgeordneten hinüber. Was soll's, denke ich. Ich bin inzwischen an einen Punkt gelangt, an dem sie von mir aus alles kriegen sollen, was ich dabei habe. Es geht ohne Pause weiter, und die Tür hinter mir bleibt die ganze Zeit verschlossen. Ich bin in einem fensterlosen, stickigen Raum unter der Erde eingesperrt und schaue mangels Alternative direkt in die Gesichter dieser Kongressabgeordneten, die sich offenbar gerade fragen, was zum Teufel kürzlich mit ihrem Land passiert ist.

Drei Monate zuvor, am 17. März 2018, hatten der *Guardian*, die *New York Times* und *Channel 4 News* gleichzeitig die Ergebnisse einer gemeinsamen, ein Jahr dauernden Recherche veröffentlicht, die von meiner Entscheidung ausgelöst worden war, die Wahrheit über die Vorgänge bei Cambridge Analytica und Facebook zu enthüllen. Mein Coming-out als Whistleblower zog die größte Untersuchung über Datenkriminalität aller Zeiten nach sich. In Großbritannien beteiligten sich daran sowohl das nationale Kriminalamt NCA (National Crime Agency) als auch der Inlandsgeheimdienst MI5, das Büro des Datenschutzbeauftragten ICO (Information Commissioner's Office), die Wahlbehörde und die Londoner Polizei. In den Vereinigten Staaten wurden das FBI, das Justizministerium, die Börsenaufsichtsbehörde SEC (Securities and Exchange Commission) und die Wettbewerbs- und Verbraucherschutzbehörde FTC (Federal Trade Commission) aktiv.

In den Wochen vor jener ersten Veröffentlichung hatte die Untersuchung des Sonderbeauftragten Robert Mueller Fahrt aufgenommen. Im Februar klagte Mueller dreizehn russische Staatsbürger und drei russische

Unternehmen der Verschwörung in zwei Fällen an. Eine Woche später folgte die Anklage von Trumps ehemaligem Wahlkampfleiter Paul Manafort und seinem Stellvertreter Rick Gates. Am 16. März entließ Justizminister Jeff Sessions den stellvertretenden FBI-Direktor Andrew McCabe nur etwas mehr als 24 Stunden, ehe er mit einem Pensionsanspruch in den Ruhestand hätte gehen können. Die Öffentlichkeit verlangte Informationen darüber, was sich zwischen Trumps Wahlkampfteam und Russland abgespielt hatte, aber niemand war in der Lage, ein schlüssiges Bild des Ganzen zu zeichnen. Ich lieferte die nötigen Beweise, indem ich die Verbindungen von Cambridge Analytica zu Donald Trump, Facebook, den russischen Geheimdiensten, international tätigen Hackern und dem Brexit-Referendum belegte. Die Beweise enthüllten, auf welche Weise eine obskure ausländische Dienstleistungsfirma sowohl illegale Handlungen verübt als auch in die erfolgreichen Wahlkämpfe Donald Trumps und des Pro-Brexit-Lagers verwickelt gewesen war. Den von mir präsentierten E-Mail-Verläufen, internen Memos, Rechnungen, Überweisungsbelegen und Projektberichten konnte man entnehmen, dass Trump und die Brexit-Befürworter dieselben Strategien angewandt hatten, die von denselben Technologien ermöglicht wurden, oft auf Anweisung derselben Leute – und all das verbunden mit dem Schreckgespenst verdeckter russischer Beteiligung.

Zwei Tage nach der Veröffentlichung der Story wurde im britischen Parlament eine dringliche Anfrage eingebracht. In einem seltenen Moment der Eintracht beklagten sich Minister und führende Abgeordnete der Opposition unisono über die Fahrlässigkeit von Facebook, mit der der Konzern zugelassen hatte, dass er zu einem feindlichen Propagandanetzwerk für den Einsatz bei Wahlkämpfen geworden war, mit entsprechenden Folgen für die westlichen Demokratien. Die nächste Welle an Artikeln beschäftigte sich mit dem Brexit-Referendum, und es wurde die Gültigkeit seines Ergebnisses infrage gestellt. Aus etlichen Dokumenten, die ich den Ermittlungsbehörden zur Verfügung gestellt hatte, ging hervor, dass das Pro-Brexit-Lager geheime Tochterfirmen von Cambridge Analytica benutzt hatte, um mithilfe von Geldern geheimer Gönner

Desinformationen via Werbeanzeigen auf Facebook und Google zu verbreiten. Dies wurde von der britischen Wahlkommission als illegal eingestuft und gilt inzwischen als gravierendster und folgenreichster Verstoß gegen die Gesetze zur Wahlkampffinanzierung in der Geschichte des Vereinigten Königreichs. Das Büro des Premierministers, Downing Street 10, geriet in äußerste Erklärungsnot, als die Beweise über den Betrug der Brexit-Befürworter ans Licht kamen. Dem NCA und dem MI5 wurden später Beweise für die direkten Kontakte zwischen der russischen Botschaft und den wichtigsten Geldgebern der Brexit-Befürworter in der Zeit vor dem Referendum ausgehändigt. In der darauffolgenden Woche fiel Facebooks Aktienkurs um 18 Prozent, wodurch sein Börsenwert um 80 Milliarden Dollar einbrach. Die Turbulenzen hielten an und erreichten ihren Höhepunkt in dem größten Verlust, den ein einzelnes Unternehmen in Amerika je an einem einzigen Tag erlitten hat.

Für den 27. März 2018 wurde ich zu einer öffentlichen Anhörung im Parlament vorgeladen – dergleichen sollte für mich in den nächsten Monaten fast zur Routine werden. Die Themen der Befragung reichten von der Beauftragung von Hackern und der Zahlung von Schmiergeldern durch Cambridge Analytica über Facebooks Verstöße gegen den Datenschutz bis hin zu russischen Geheimdienstoperationen. Nach der Anhörung setzten FBI, DOJ, SEC und FTC eigene Ermittlungen in Gang. Der Geheimdienstausschuss des US-amerikanischen Abgeordnetenhauses, der Justizausschuss des Abgeordnetenhauses, der Geheimdienstausschuss des Senats und der Justizausschuss des Senats – alle wollten sie mit mir sprechen. Binnen weniger Wochen leiteten die EU und über zwanzig Länder Ermittlungen in Sachen Facebook, soziale Medien und Desinformation ein.

Ich erzählte der ganzen Welt meine Geschichte und war auf den Bildschirmen allgegenwärtig. Zwei Wochen lang war mein Leben das reinste Chaos. Die Tage fingen damit an, dass ich um sechs Uhr früh Londoner Zeit im britischen Frühstücksfernsehen oder bei Sendern vom europäischen Kontinent auftrat, gefolgt von Interviews mit US-amerikanischen Sendern bis Mitternacht. Reporter folgten mir auf Schritt

und Tritt. Immer mehr Drohungen gingen bei mir ein. Sicherheitshalber engagierte ich Bodyguards für meine öffentlichen Auftritte. Meine Eltern, beides Ärzte, mussten vorübergehend ihre Praxen schließen, da dort ständig Journalisten auftauchten, die sie mit Fragen bombardierten und die Patienten verängstigten. In den folgenden Monaten wurde mein Leben schier unerträglich, aber ich wusste, dass ich nicht aufhören durfte, die Alarmglocke zu läuten.

Die Geschichte von Cambridge Analytica zeigt, wie unsere Identität und unser Verhalten zu Waren auf dem hart umkämpften Markt des Datenhandels geworden sind. Die Firmen, die den Informationsfluss kontrollieren, zählen zu den mächtigsten der Welt; die Algorithmen, die sie insgeheim entwickelt haben, beeinflussen die Nutzer in einem zuvor unvorstellbaren Maße. Egal welches Thema einem Menschen am wichtigsten ist – Waffengewalt, Einwanderung, Meinungs- oder Religionsfreiheit – Silicon Valley, dem neuen Epizentrum unserer Wahrnehmungskrise, kann er nicht entrinnen. Meine Arbeit bei Cambridge Analytica offenbarte die Schattenseite der technologischen Innovationen. Wir schufen Innovationen. Die Alt-Right-Bewegung schuf Innovationen. Russland schuf Innovationen. Und Facebook, jene Webseite, auf der man Partyeinladungen und Babyfotos verbreitete, ließ zu, dass diese Innovationen auf die Menschheit losgelassen wurden.

Vermutlich hätte ich mich nicht für Technik interessiert und wäre demzufolge auch nicht bei Cambridge Analytica gelandet, wäre ich in einem anderen Körper geboren worden. Ich suchte Zuflucht beim Computer, weil es für ein Kind wie mich kaum andere Alternativen gab. Ich bin an der Westküste British Columbias aufgewachsen, auf Vancouver Island, umgeben von Wasser, Wäldern und Äckern. Meine beiden Eltern sind, wie schon erwähnt, Ärzte, und ich bin ihr ältestes Kind. Nach mir bekamen sie noch zwei Mädchen, meine Schwestern Jaimie und Lauren. Als ich elf war, fiel mir eines Tages auf, dass meine Beine immer steifer wurden. Ich konnte nicht so schnell rennen wie die anderen Kinder und entwickelte einen merkwürdigen Gang, was mich natürlich zur Zielscheibe

für Hänseleien machte. Nach medizinischen Untersuchungen wurden bei mir zwei ziemlich seltene Krankheiten diagnostiziert, zu deren Symptomen heftige neuropathische Schmerzen, Muskelschwäche und eine Beeinträchtigung der Seh- und Hörfähigkeit zählen. Mit zwölf saß ich im Rollstuhl – gerade rechtzeitig zum Beginn der Pubertät – und war während meiner gesamten restlichen Schulzeit auf ihn angewiesen.

Wenn man im Rollstuhl sitzt, behandeln einen die Menschen anders. Manchmal kommt man sich eher wie ein Gegenstand vor – die Art und Weise, wie man von A nach B gelangt, prägt das Bild, das die Leute von einem haben. Man nähert sich Gebäuden mit anderen Gedanken – durch welchen Eingang komme ich hinein? Wie gelange ich an mein Ziel, ohne Treppen zu benutzen? Man lernt, nach Dingen Ausschau zu halten, die anderen Leuten niemals auffallen.

Schon bald, nachdem ich den Computerraum der Schule entdeckt hatte, wurde er zu dem einzigen Ort, an dem ich mir nicht fremd vorkam. Draußen hatte ich es entweder mit Mobbern oder bevormundenden Schulmitarbeitern zu tun. Die Lehrer veranlassten die anderen Kinder zwar, mich miteinzubeziehen, doch das taten sie dann nur, weil sie sich dazu verpflichtet fühlten, was im Endeffekt noch schlimmer war, als ignoriert zu werden. Da zog ich mich lieber in den Computerraum zurück.

Meine ersten Webseiten programmierte ich, als ich etwa dreizehn war. Meine allererste war eine Flash-Animation des rosaroten Panthers, wie er von dem tollpatschigen Inspektor Clouseau verfolgt wird. Bald darauf sah ich ein Video über die Programmierung von *3 gewinnt* bei JavaScript und fand das unglaublich cool. Das Spiel scheint simpel zu sein, bis man versucht, seiner Logik auf den Grund zu gehen. Man kann den Computer nicht einfach ein zufälliges Kästchen auswählen lassen, denn das wäre öde. Man muss ihn vielmehr mit Regeln steuern, beispielsweise, dass er ein X in ein Kästchen neben einem anderen X setzen soll – aber nur, wenn in der Reihe oder Spalte noch keine Null ist. Und was ist mit Diagonalreihen? Wie formuliert man Anweisungen dafür?

Nach einer Weile hatte ich Hunderte Stränge Spaghetticode erzeugt. Ich erinnere mich noch daran, wie es war, wenn ich einen Zug getätigt hatte und

dann der Reaktion meiner kleinen Schöpfung zuschaute. Ich kam mir vor wie ein Zauberer. Und je länger ich an meinen Tricks übte, desto überzeugender wurde deren Ergebnis.

Außerhalb des Computerraums brachte man mir in der Schule fortlaufend bei, was ich nicht tun konnte oder durfte und was für ein Mensch ich nicht werden könnte. Meine Eltern ermunterten mich, etwas zu finden, dem ich mich zugehörig fühlte, und deshalb verbrachte ich im Alter von fünfzehn Jahren den Sommer 2005 auf dem Gelände des Lester B. Pearson United World College, einer internationalen Schule in Victoria, benannt nach dem Friedensnobelpreisträger und kanadischem Premierminister, der während der Sueskrise in den 1950er-Jahren für die erstmalige Entsendung von UN-Friedenstruppen gesorgt hatte. Den ganzen Tag mit Schülern aus allen Teilen der Welt zu verbringen, begeisterte mich, und zum ersten Mal interessierte ich mich ernsthaft für den Unterrichtsstoff und die Ansichten der anderen Mädchen und Jungen. Ich freundete mich mit einem Überlebenden des Völkermordes in Ruanda an, der mir einmal spätabends in unserem Wohnheim von der Ermordung seiner Familie erzählte und davon, wie es gewesen war, als Kind allein und zu Fuß die weite Strecke bis zu einem Flüchtlingslager in Uganda zurückzulegen.

Doch erst an einem Abend im Speisesaal, an dem sich palästinensische und israelische Schüler, die sich an einem Tisch direkt gegenüber saßen, leidenschaftlich über die Zukunft ihrer jeweiligen Heimat stritten, öffnete ich endgültig die Augen für die Welt um mich herum. Mir wurde klar, dass ich nur sehr wenig darüber wusste, was vor sich ging, und dass ich das ändern wollte – und daraus entstand binnen kurzem mein Interesse für Politik. Im folgenden Schuljahr schwänzte ich des Öfteren den Unterricht, um an öffentlichen Veranstaltungen mit den örtlichen Parlamentsabgeordneten teilzunehmen. In der Schule redete ich nur selten mit anderen, aber bei diesen Veranstaltungen hatte ich keine Scheu, das Wort zu ergreifen. Im Klassenzimmer sitzt man einfach da, während der Lehrer einem erklärt, was und wie man denken soll. Es gibt einen Lehrplan, der die Inhalte vorschreibt. Aber bei den öffentlichen Veranstaltungen war es völlig anders. Zwar steht der Politiker oder die Politikerin vorne, aber es

sind *wir*, die Menschen im Publikum, die wir *unsere* Meinung über ihn oder sie äußern. Diese Umkehrung fand ich unglaublich reizvoll, und jedes Mal, wenn eine solche Versammlung stattfand, ging ich hin, stellte Fragen und äußerte sogar meine Meinung.

Meine eigene Stimme zu finden, wirkte befreiend. Wie jeder andere Teenager war ich auf der Suche nach mir selbst, aber für einen Schwulen im Rollstuhl war das eine besonders große Herausforderung.

Als ich an diesen öffentlichen Veranstaltungen teilzunehmen begann, wurde mir nach und nach bewusst, dass viele der Dinge, die ich durchlebte, nicht bloß persönliche Probleme berührten, sondern auch politische. Meine Probleme waren politischer Natur. Mein Leben war politisch. Meine Existenz an sich war politisch. Und so beschloss ich, mich politisch zu engagieren. Einem Berater eines der Abgeordneten namens Jeff Silvester fiel der vorlaute Junge auf, der zu allen Veranstaltungen kam. Er bot mir Hilfe dabei an, einen Platz für mich in der Liberal Party of Canada (LPC) zu finden, die auf der Suche nach Leuten mit Computerkenntnissen war. Schon bald kamen wir überein, dass ich im Herbst 2007 meinen ersten richtigen Job als politischer Assistent im Parlament von Ottawa antreten würde.

Den Sommer davor verbrachte ich in Montreal, wo ich mich in der Hackerszene herumtrieb, die größtenteils aus frankokanadischen Technoanarchisten bestand. Diese Leute trafen sich gern in umgebauten Industriegebäuden mit Betonboden und Sperrholzwänden, in Räumen, die mit Retrogeräten wie dem Apple II oder dem Commodore 64 dekoriert waren. Zu jener Zeit konnte ich mich bereits dank Behandlungserfolgen ohne Rollstuhl fortbewegen. (Mein Zustand hat sich fortwährend verbessert, aber die Erlebnisse als Whistleblower haben mir meine physischen Grenzen aufgezeigt. Kurz vor der Veröffentlichung der ersten Geschichte über Cambridge Analytica hatte ich einen Anfall, brach bewusstlos auf einer Straße in Südlondon zusammen und wachte im University College Hospital davon auf, dass eine Krankenschwester mir eine Infusionsnadel in den Arm stach.) Den meisten Hackern war es völlig egal, wie man aussah und ob man einen komischen Gang hatte. Sie teilten die Leidenschaft für Computersysteme und wollten, dass man dazulernte.

Meine kurze Zugehörigkeit zur Hackerszene hinterließ bei mir einen bleibenden Eindruck. Man lernt, dass kein System der Weisheit letzter Schluss ist. Keines ist undurchdringlich, und Schranken dienen als Ansporn. Die Hackerphilosophie hat mich gelehrt, dass es oft reicht, ein System – einen Computer, ein Netzwerk und sogar eine Gesellschaft – aus einem veränderten Blickwinkel zu betrachten, um deren Fehler und Schwächen zu erkennen. Als schwuler Junge im Rollstuhl habe ich schon früh im Leben das Wesen von Machtsystemen erkannt. Aber als Hacker habe ich gelernt, dass jedes System Schwachstellen besitzt, die geradezu darauf warten, ausgenutzt zu werden.

Kurz nachdem ich meinen Job beim kanadischen Parlament angetreten hatte, begann sich die Liberal Party dafür zu interessieren, was südlich der Landesgrenze geschah. Damals wurde Facebook gerade zu einem Netzwerk, das die breite Masse benutzte, und Twitter stand erst am Beginn seines Siegeszugs; niemand hatte eine Vorstellung davon, wie man die sozialen Medien für Wahlkämpfe einspannen könnte, denn sie steckten noch in den Kinderschuhen. Aber ein Shootingstar im Präsidentschaftswahlkampf schickte sich an, in dieser Hinsicht Vollgas zu geben.

Während andere Kandidaten sich mit dem Internet noch schwertaten, lancierte Obamas Team die Webseite My.BarackObama.com und startete damit eine Graswurzel-Revolution. Während andere Internetauftritte (zum Beispiel Hillary Clintons) primär die üblichen Werbebotschaften verbreiteten, lag bei Obama der Schwerpunkt darauf, Basisorganisationen eine Plattform für die Konzeptionierung und Durchführung von Kampagnen zur Wählermobilisierung anzubieten. Obamas Webseite steigerte die Begeisterung für den Senator aus Illinois, der viel jünger und viel versierter in moderner Technologie als seine Konkurrenten war. Obama wirkte so, wie ein Anführer sein sollte. Und nachdem mir während meiner bisherigen Jugend ständig meine Grenzen vor Augen geführt worden waren, sprach mich der trotzige Optimismus der schlichten Botschaft *Yes, we can!* direkt an. Obama und sein Team veränderten die Politik von Grund

auf, und daher wurde ich im Alter von achtzehn Jahren zusammen mit anderen Mitarbeitern der Liberal Party in die USA geschickt, um mich mit verschiedenen Facetten seines Wahlkampfes zu beschäftigen und herauszufinden, welche seiner Taktiken man bei künftigen Wahlkampagnen fortschrittlicher kanadischer Politiker kopieren konnte.

Zuerst besuchte ich einige der Bundesstaaten, in denen die frühesten Vorwahlen stattfanden, angefangen mit New Hampshire, wo ich ausgiebig mit Wählern sprach und die US-amerikanische Kultur aus der Nähe kennenlernte. Das machte Spaß und war zugleich erhellend. Als Kanadier verblüffte mich, wie stark sich unsere Einstellungen bei vielen Themen unterschieden. Als mir zum ersten Mal ein Amerikaner erzählte, er sei strikt gegen »Medizin-Sozialismus« – womit er die Form von staatlicher Gesundheitsversorgung meinte, die ich zu Hause fast jeden Monat nutzte –, war ich schockiert, dass jemand eine solche Meinung vertrat. Beim x-ten Mal wunderte ich mich nicht mehr.

Es gefiel mir, herumzureisen und mit Menschen zu reden, weshalb sich meine Freude in Grenzen hielt, als es an der Zeit war, mein Augenmerk auf die Arbeit der Datenspezialisten zu richten. Doch dann wurde mir Ken Strasma vorgestellt, bei Obama zuständig für das Targeting, die Bestimmung von Zielgruppen und deren exakte Anvisierung mit spezifisch auf sie zugeschnittenen Werbebotschaften, und er sorgte bei mir rasch für einen Sinneswandel.

Obamas Wahlkampf galt insbesondere wegen des Brandings und der Verwendung neuer Medien wie YouTube als sexy. Das war der heiße Scheiß, eine visuelle Strategie, die schon deshalb niemand zuvor angewandt hatte, weil YouTube noch ganz neu war. Diese Videos wollte ich studieren, aber Ken verhinderte es. »Vergiss die Videos«, sagte er zu mir. Ich sollte weiter in die Tiefe gehen, zum Zentrum der Technologiestrategie der Wahlkampagne. »Alles, was wir tun«, sagte er, »basiert auf dem Wissen darüber, wen genau wir mit welchen Themen ansprechen müssen.«

Mit anderen Worten: Das Rückgrat der Kampagne waren Daten. Und die wichtigste Arbeit von Strasmas Team war die Systemmodellierung, mit deren Hilfe sie diese Daten analysierten und bewerteten, um sie passgenau

anwenden zu können. Somit entwickelten sie eine Kommunikationsstrategie für das reale Leben mittels künstlicher Intelligenz. Moment mal – KI für einen Wahlkampf? Das schien reine Zukunftsmusik zu sein, so als bauten sie einen Roboter, der Massen an Informationen über Wähler verschlang und Targeting-Kriterien ausspuckte. Die gewonnenen Informationen wanderten anschließend bis in die oberste Ebene des Wahlkampfteams, wo sie für Entscheidungen über Obamas zentrale Botschaften und sein Branding verwendet wurden.

Die Infrastruktur für die Verarbeitung all dieser Daten stammte von einer Firma, die damals Voter Activation Network, Inc. (VAN) hieß und von Mark Sullivan und Jim St George geleitet wurde, einem grandiosen schwulen Paar aus der Nähe von Boston. Am Ende des Wahlkampfes von 2008 besaß das Democratic National Committee dank VAN zehn Mal so viele Daten über Wähler wie nach dem Wahlkampf des Jahres 2004. Diese Datenmenge und die Methoden, sie zu ordnen und zu handhaben, verschaffte den Demokraten einen eindeutigen Vorteil bei der Wählermobilisierung.

Je mehr ich über die Obama-Maschinerie erfuhr, desto faszinierter war ich. Und später hatte ich Gelegenheit, Mark und Jim alle möglichen Fragen zu stellen, da sie es amüsant fanden, dass dieser junge Kanadier in die USA gekommen war, um etwas über den Zusammenhang von Daten und Politik zu lernen. Ehe ich miterlebte, was Ken, Mark und Jim taten, wäre es mir nicht in den Sinn gekommen, dass Mathematik und KI wichtige Bestandteile eines Wahlkampfes sein könnten. Als ich zum ersten Mal in Obamas Hauptquartier reihenweise Menschen vor Computern sitzen sah, dachte ich noch: Botschaften und Gefühle bestimmen den Erfolg einer Kampagne, nicht Computer und Zahlen. Aber dann begriff ich, dass es die Zahlen – und die Vorhersage-Algorithmen, die aus ihnen entstanden – waren, die Obama von allen früheren Präsidentschaftskandidaten unterschieden.

Als ich kapiert hatte, wie effizient die Obama-Kampagne Algorithmen für die Verbreitung ihrer Botschaften einsetzte, begann ich zu überlegen, selbst welche zu entwickeln. Ich brachte mir die Nutzung von

grundlegender Software wie MATLAB und SPSS bei, die es mir erlaubte, mit Daten herumzuspielen. Statt ein Handbuch zu konsultieren, begann ich, mit dem Iris-Datensatz zu experimentieren – dem klassischen Datensatz für jeden Statistikanfänger –, und wandte die Trial-and-Error-Methode an. Die Möglichkeit der Datenverarbeitung, unter Verwendung der verschiedenen Merkmale der Iris, wie Farbe und Länge des Blütenblatts, die Blumenart zu identifizieren, schlug mich völlig in den Bann.

Sobald ich die Grundlagen begriffen hatte, wechselte ich von Pflanzen zu Menschen. VAN besaß eine Unmenge Informationen über Alter, Geschlecht, Einkommen, ethnische Abstammung, Immobilienbesitz – sogar über Zeitschriftenabonnements und Vielfliegermeilen. Mithilfe des richtigen Dateninputs konnte man Vorhersagen wagen, ob bestimmte Menschen für die Demokraten oder die Republikaner stimmen würden. Man konnte die Themen ermitteln und benennen, die für sie am wichtigsten waren. Und man konnte dadurch Botschaften formulieren, die eine bessere Chance hatten, einen Meinungsumschwung herbeizuführen.

Für mich war das eine komplett neue Weise, Wahlen anzugehen. Daten waren eine positive Kraft, sie standen im Dienste einer politischen Kampagne, die sich den Fortschritt auf die Fahnen geschrieben hatte. Sie wurden verwendet, um Menschen zu mobilisieren, die noch nie gewählt hatten und die sich von der Politik missachtet fühlten. Je tiefer ich in die Materie eindrang, desto überzeugter war ich, dass Daten eine heilsame Kraft für das politische System sein würden. Ich konnte es kaum abwarten, nach Kanada zurückzukehren und der Liberal Party beizubringen, was ich von dem kommenden Präsidenten der Vereinigten Staaten gelernt hatte.

Im November errang Obama einen deutlichen Sieg über John McCain. Zwei Monate später flog ich, nachdem mir Freunde eine Einladung zur Amtseinführung verschafft hatten, nach Washington, um mit den Siegern zu feiern. (Zuerst gab es allerdings ein bisschen Aufruhr am Eingang, weil man einen Teenager nicht in einen Saal lassen wollte, in dem kostenloser Alkohol ausgeschenkt wurde). Ich verbrachte einen denkwürdigen Abend, plauderte mit Jennifer Lopez und Marc Anthony und sah zu, wie Barack und Michelle Obama ihren ersten Tanz als Präsident und First Lady

genossen. Eine neue Ära war angebrochen. Jener Tag war ein Anlass, darauf anzustoßen, was alles möglich war, wenn die richtigen Leute begriffen, wie die Verwendung von Daten in heutiger Zeit einen wesentlichen Beitrag zu einem Wahlsieg leisten konnte.

Aber mit der direkten Übermittlung ausgewählter Botschaften an ausgewählte Wähler, dem Mikrotargeting des Obama-Teams, hatte eine Entwicklung hin zur Privatisierung des öffentlichen Diskurses in den USA begonnen. Direktmarketing per E-Mail war zwar schon seit einer Weile ein Bestandteil amerikanischer Wahlkampagnen gewesen, aber erst datenbasiertes Mikrotargeting ermöglichte es einer Kampagne, Mikrowählergruppen unzählige Mikronarrative zuzuordnen: Ihr Nachbar bekommt womöglich eine völlig andere Botschaft als Sie selbst, ohne dass einer von Ihnen sich das erklären kann. Wurde der Wahlkampf auf die private Ebene verlagert, vermied man die kritische Überprüfung durch Debatten und die Öffentlichkeit. Die Versammlung der Bürger, und damit ein wesentlicher Pfeiler der amerikanischen Demokratie, wurde zunehmend durch Online-Werbenetzwerke ersetzt. Und ohne jegliche kritische Überprüfung mussten Wahlkampfbotschaften nicht einmal mehr wie Wahlkampfbotschaften aussehen. Die sozialen Medien schufen eine Sphäre, in der Wahlkampagnen fortan, so wie es Obama vorgemacht hatte, den Eindruck erweckten, als würde ein Freund einem eine Nachricht schicken, ohne dass einem bewusst wurde, wer mit einem Kontakt aufnahm und was der Absender bezweckte. Wahlwerbung konnte nun aussehen wie die Mitteilung eines Nachrichtenmediums, einer Universität oder einer Behörde. Der Erfolg der sozialen Medien zwingt uns, auf die Ehrlichkeit politischer Kampagnen zu vertrauen, denn sollten uns Lügen erzählt werden, würden wir das womöglich gar nicht merken. Innerhalb eines privaten Werbenetzwerks gibt es kein Korrektiv, das eingreifen kann.

In den Jahren vor dem ersten Obama-Wahlkampf wurde in den Firmenzentralen des Silicon Valley ein neues Geschäftsfeld kreiert: Technologiefirmen begannen, ihre Fähigkeit, Informationen zu sammeln und auszuwerten, zu Geld zu machen. Im Zentrum dieses Geschäftsmodells

stand eine grundlegende Wissensungleichheit – die Maschinen wissen eine Menge über unser Verhalten, aber wir wissen nur sehr wenig über ihres. Mit dem Argument der Bequemlichkeit bieten diese Firmen Informationsdienste im Tausch gegen noch mehr Informationen – Daten – an. Daten sind immer wertvoller geworden, was sich daran zeigt, dass Facebook mit jedem seiner 170 Millionen amerikanischen Nutzer durchschnittlich 30 Dollar verdient. Und gleichzeitig hängen wir dem Glauben an, die Dienste solcher Firmen seien »kostenlos«. In Wahrheit finanzieren wir mit unseren Daten ein Geschäftsmodell, das von der Erzeugung menschlicher Aufmerksamkeit lebt.

Immer mehr Daten führten zu immer höheren Profiten, und daher wurden Entwurfsmuster implementiert, die die Nutzer stimulieren, immer mehr über sich selbst preiszugeben. Plattformen begannen, sich den Anschein eines Kasinos zu geben, mit Innovationen wie Infinite Scrolling und suchtfördernden Features, die auf das Belohnungssystem im Gehirn abzielen. Dienste wie Gmail fingen an, unsere Korrespondenz in einem Ausmaß zu durchforsten, der einen Postangestellten ins Gefängnis brächte. Unsere Mobiltelefone wurden um das Live-Tracking ergänzt, das ursprünglich nur bei elektronischen Fußfesseln zum Einsatz gekommen war, und was man früher eine Abhöraktion genannt hätte, wurde zu einer Standardfunktion zahlloser Programme.

Schon bald teilten wir, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, persönliche Informationen. Dies wurde teilweise durch neue Begriffe begünstigt. Privatfirmen, die eigentlich Überwachungsnetzwerke waren, wurden zu »Communitys«, Gemeinschaften, und die Menschen, die diese Netzwerke verwendeten und sie dadurch profitabel machten, zu »Usern«, und eine suchtfördernde Webseitengestaltung wurde als »Anwendererlebnis« oder »Interaktion« beworben. Man begann, das Persönlichkeitsprofil eines Menschen anhand seines »Daten-Ausstoßes« oder seiner »digitalen Brotkrümel« zu erstellen. Seit Jahrtausenden war es bei dem vorherrschenden Wirtschaftsmodell darum gegangen, Rohstoffe zu gewinnen und diese in Waren zu verwandeln. Aus Baumwolle wurde Stoff, aus Eisenerz Stahl, aus Bäumen Nutzholz. Aber erst das Aufkommen des

Internets machte es möglich, aus unserem Leben – unserem Verhalten, unserer Aufmerksamkeit, unserer Identität – Handelswaren zu machen. Menschen wurden zu Daten verarbeitet. Wir dienten nun als Rohstoff dieser Datenindustrie.

Einer der ersten, der das politische Potenzial dieser Neuerungen erkannte, war Steve Bannon, ein relativ unbekannter Mitarbeiter der rechtsgerichteten Webseite *Breitbart News*, die gegründet worden war, um die amerikanische Kultur gemäß der nationalistischen Vision Andrew Breitbarts umzuformen. Bannon hatte einen regelrechten Kulturkrieg im Sinn, ihm war aber, als ich ihn kennenlernte, bewusst, dass er noch nicht über die richtigen Waffen dafür verfügte. Während für Generäle die Übermacht ihrer Artillerie und die Lufthoheit wichtig sind, musste Bannon nach kultureller Übermacht und *Informationshoheit* streben – mithilfe eines Arsenal aus Datenwaffen, die in der Lage waren, auf diesem neuen Schlachtfeld Herz und Verstand zu erobern. Die neu entstandene Firma Cambridge Analytica wurde zu diesem Arsenal. Indem sie Methoden der psychologischen Kriegführung (PSYOPS) verfeinerte, verlieh sie Steve Bannons Alt-Right-Bewegung einen ungeheuren Schub. In diesem neuen Krieg wurde der amerikanische Wähler Zielscheibe für Verunsicherung, Manipulation und Betrug. An die Stelle der Wahrheit traten alternative Narrative und virtuelle Realitäten.

Cambridge Analytica (CA) wandte diese neue Form der Kriegführung zuerst in Afrika und auf tropischen Inseln an. Die Firma experimentierte mit gewaltiger Online-Desinformation, Fake News und Massen-Profiling. Sie kooperierte mit russischen Agenten und engagierte Hacker, die sich Zugriff auf die E-Mail-Konten von Kandidaten der Opposition verschaffen sollten. Nachdem CA innerhalb relativ kurzer Zeit seine Methoden weit entfernt vom Augenmerk westlicher Medien perfektioniert hatte, verlagerte die Firma ihren Fokus und zettelte nun statt Konflikten zwischen afrikanischen Stämmen Konflikte zwischen amerikanischen Stämmen an. Scheinbar aus dem Nichts brach eine Revolte in den USA aus, deren Anhänger »Make America Great Again!« und »Build the Wall!« brüllten. Bei den Debatten im Präsidentschaftswahlkampf ging es plötzlich weniger

um politische Positionen als um den absurden Streit, was *Real News* und was *Fake News* seien. Derzeit durchleben die Amerikaner die Nachwehen des ersten groß angelegten Einsatzes einer psychologischen Massenvernichtungswaffe.

Als ehemaliger leitender Angestellter von Cambridge Analytica trage ich Mitschuld an dem, was passiert ist, und es ist mein innigster Wunsch, die Verfehlungen meiner Vergangenheit wiedergutzumachen. Wie so viele andere Menschen im Technologiesektor war ich so dumm, auf Facebooks größenwahnsinniges Motto *move fast and break things*, sei schnell und brich die Regeln, hereinzufallen. Nie in meinem Leben habe ich etwas so sehr bereut. Ich war schnell, ich erschuf unglaublich mächtige Dinge, und erst, als es zu spät war, wurde mir vollständig bewusst, was ich zerstört hatte.

Als ich mich an jenem Tag im Frühsommer 2018 auf den Weg zu dem gesicherten Raum tief unter dem Kapitol machte, war ich geradezu abgestumpft gegen die Dinge, die um mich herum geschahen. Die Republikaner suchten bereits nach Material, mit dem sich meine Glaubwürdigkeit unterminieren ließ. Facebook hatte PR-Firmen angeheuert, um seine Kritiker zu diskreditieren, und die Anwälte der Firma hatten gedroht, mich beim FBI wegen eines nicht näher genannten Cyberverbrechens anzuzeigen. Das Justizministerium wurde inzwischen von einem Trump-Gefolgsmann geleitet, der schon mehrfach öffentlich mit langjährigen juristischen Gepflogenheiten gebrochen hatte. Ich hatte so viele mächtige Interessensgruppen gegen mich aufgebracht, dass meine Anwälte ernsthaft befürchteten, ich könnte nach der Anhörung verhaftet werden. Einer meiner Anwälte hatte gemeint, ich solle mir überlegen, aus Sicherheitsgründen in Europa zu bleiben.

Ich kann aus juristischen Gründen und um meiner Sicherheit willen nicht wörtlich aus meiner Befragung in Washington zitieren. Aber ich kann berichten, dass ich mit zwei dicken Aktenordnern in jenen Raum ging, die jeweils mehrere Hundert Seiten Dokumente enthielten. Im ersten Ordner befanden sich E-Mails, Memos und Unterlagen, die zeigten, in welchem

Ausmaß Cambridge Analytica persönliche Daten gesammelt hatte. Dieses Material bewies, dass die Firma Hacker und Personen, die bekanntermaßen über Verbindungen zum russischen Geheimdienst verfügten, engagiert hatte und dass sie an Bestechungen, Erpressungen und Desinformationskampagnen vor Wahlen überall auf der Welt beteiligt gewesen war. Ich hatte vertrauliche Stellungnahmen von Anwälten dabei, in denen sie Steve Bannon warnten, dass Cambridge Analytica gegen das Gesetz über die Anmeldung von Tätigkeiten für ausländische Auftraggeber in den USA verstieß, sowie ein Konvolut Dokumente, aus denen hervorging, wie sich die Firma unrechtmäßig Zugriff auf über 87 Millionen private Facebook-Konten verschafft und diese Daten benutzt hatte, um Afroamerikaner von den Wahlurnen fernzuhalten.

Der Inhalt des zweiten Ordners war noch heikler. Er bestand aus Hunderten Seiten E-Mails, Finanzunterlagen, Textnachrichten und Abschriften von Audioaufnahmen, die ich in den Monaten zuvor heimlich in London zusammengetragen hatte. Bei diesen Dokumenten, nach denen der US-amerikanische Geheimdienst geforscht hatte, handelte es sich um detaillierte Belege für die engen Beziehungen, die die russische Botschaft in London sowohl zu Vertrauten von Trump als auch zu wichtigen Vertretern des Pro-Brexit-Lagers pflegte. Sie zeigten, dass führende Mitglieder der britischen Alt-Right-Bewegung sich mit Angehörigen der russischen Botschaft getroffen hatten, bevor und nachdem sie in den USA mit Trumps Wahlkampfteam zusammengekommen waren; mindestens drei von ihnen hatten Angebote über bevorzugte Investitionsmöglichkeiten in russische Bergbauunternehmen erhalten, was potenziell ein Vermögen wert war. Aus dieser Korrespondenz ging klar hervor, dass die russische Regierung schon sehr früh auf das angloamerikanische Alt-Right-Netzwerk aufmerksam geworden war und sie womöglich Vertreter dieser Bewegung bearbeitet hatte, damit sie als Kontaktpersonen zu Donald Trump fungierten. Mein Material veranschaulichte die Verbindungen zwischen den wichtigsten politischen Ereignissen des Jahres 2016: dem Aufstieg der Alt-Right-Bewegung, dem überraschenden Ergebnis des Brexit-Referendums und der Wahl Trumps.

Vier Stunden verstrichen. Fünf. Ich konzentrierte mich gerade auf die Beschreibung der Rolle von Facebook bei – und seiner Schuld an – den Geschehnissen.

Sind die Daten, die von Cambridge Analytica benutzt wurden, jemals in die Hände potenzieller russischer Agenten gelangt?

Ja.

Glauben Sie, dass es gezielte Aktivitäten staatlicher russischer Stellen in London während des Präsidentschaftswahlkampfes des Jahres 2016 und des Wahlkampfes vor dem Brexit-Referendum gab?

Ja.

Hat ein Informationsaustausch zwischen Cambridge Analytica und WikiLeaks stattgefunden?

Ja.

Endlich sah ich in den Augen der Ausschussmitglieder einen Funken des Begreifens. Facebook ist nicht mehr bloß irgendeine Firma, es ist das Tor zu den Köpfen der Amerikaner, und Mark Zuckerberg ließ die Tür für Cambridge Analytica, die Russen und wer weiß für wen sonst noch sperrangelweit offen. Facebook hat ein Monopol, aber sein Verhalten ruft nicht nur nach neuen Regularien – es stellt auch eine Bedrohung der nationalen Sicherheit dar. Die Machtkonzentration, derer Facebook sich erfreut, gefährdet die amerikanische Demokratie.

Inzwischen habe ich in etlichen Ländern bei Geheimdiensten, parlamentarischen Anhörungen und Polizeibehörden Rede und Antwort gestanden, dabei über zweihundert Stunden unter Eid ausgesagt und Dokumente im Umfang von mindestens zehntausend Seiten ausgehändigt. Ich bin um die halbe Welt gereist, war in Washington und Brüssel, um nicht nur über Cambridge Analytica aufzuklären, sondern auch über die Gefahren, die soziale Medien für die Unabhängigkeit unserer Wahlen darstellen.

Doch in den vielen Stunden, während derer ich ausgesagt habe, wurde mir klar, dass die Polizei, die Politiker, die Behördenchefs und die Medien